

Wohnen in Küsnacht

Innenarchitektonische Ein- und Ausblicke

Verena Näf-Hirzel

Komplimente

Am 1. Städteranking der «Bilanz» 2006 wurde Küsnacht als attraktivste Gemeinde der ganzen Schweiz ausgemacht. Natürlich sind wir stolz darauf, auch wenn der Rang, heute etwas differenzierter betrachtet, bis 2013 auf Platz 24 (von 100) sank. Immerhin!

Alles was heute zählt, kann aufgelistet werden: die schöne sonnige Landschaft mit viel Grün, der See, vor den Toren einer Weltstadt liegend, eine hervorragende Verkehrerschliessung und «lachhaft niedrige Steuern» (Bilanz). Hier wohnen wir dicht beieinander, fast 14 000 Menschen.

Ein Blick auf den Ortsplan der Gemeinde zeigt uns diese Dichte in den uns allen wohlvertrauten Zonen, in meist kleinere Parzellen unterteilt: die schon bejahrten Villen mit parkartigen Gärten direkt am See, Wohnblock- und Reihenhaussiedlungen älteren Datums, sowie neuere oder renovierte Wohn- und Geschäftshäuser in den flachen Gebieten – oft zwischen oder in der Nähe von Bahn und Seestrasse – oder im alten Dorfzentrum. Und dann die seit 1909 erlaubten, meist grosszügigen Villen und Familienhäuser am Hang. Originelle, zum Teil von emigriertem Leben zeugende Haustypen, oder Zeugnisse namhafter Architekten. Die vielen kleineren und grösseren Häuser im Goldbach, im Heslibach und in der Allmend, ausufernd bis nach Itschnach – das Land oft schon zum zweiten Mal überbaut, bis an die Grenze zum Nachbardorf oder zum Wald. Hunderte von eigenständigen Homes und Castles in schmucken Gärten. Nicht nur von Hecken und Zäunen gesichert, sondern jüngst auch durch prominente Polizeipräsenz mitten im Dorf.

Verschwunden sind die vielen Gärtnereien, die Rebhänge, die Pflanzblätze, die dörflichen Bauernhöfe mit ihren Tieren, die Feuerwehrweiher, die LVZ-Lädeli, die kleinen Fabriken. Und viele damit einhergehende Möglichkeiten für Arbeit vor Ort, Eigenversorgung mit Lebensnotwendigem und allen damit verbundenen sozialen Bezügen – und Nöten – und auch «Kontrollen». Damit ist Küsnacht allerdings nicht allein. Davon wurde in den *«Küsnachter Jahresblättern»* immer wieder berichtet.

Mit viel Liebe und fast Wehmut wird in diesen Jahr um Jahr die Aufmerksamkeit auf die Spuren der dörflichen Vergangenheit hingelenkt: auf die spannende Geschichte von alten Herrschaftshäusern zum Beispiel, auf Zeichen früher Industrialisierung, oder auf zu Wohnzwecken umgebaute historische Anwesen, auf Vertrautes im dörflichen Zusammenleben auf dem über tausendjährigen bewohnten Gemeindeboden. Für den schnell dahin Eilenden werden diese dann doch hin und wieder erkannt und bestaunt. Das schafft Verbindungen zum gewachsenen, prosperierenden Dorf. Oder ist dieses gar zu sehr «ins Kraut geschossen» im überdüngten Boden der sieben guten Jahrzehnte?

My Home is my Castle ist eine typisch englische Redewendung aus einem Inselland mit der entsprechenden Weltwahrnehmung. Sind wir Küsnachter vielleicht auch schon Inselbewohner geworden?

Wohnst du noch – oder zerstörst du schon?

Dieser provozierende Titel steht im Buch «*Selbst Denken*» von Harald Welzer, Soziologe und Zukunftsforscher, 2013. «*Zerstörung der Gemütlichkeit*» – Revolutionen im Wohnzimmer: eine Ausstellung im Vitra Design Museum in Weil am Rhein 2007. *Ist das Einfamilienhaus am Ende?* Eine ernsthafte Diskussion, die nicht nur der Heimatschutz und die CS 2011 angestossen haben.

Wer rüttelt da an unserem Bild vom schönen, attraktiven Dorf? Sollten uns diese Themen etwas angehen? Wohnen wir in Küsnacht nicht besser als anderswo? Was macht unser Dorf so wertvoll? Hat Küsnacht gar einen «Genius Loci»? Oder sind Traumhäuser auch Luftschlösser?

Daheim bin ich König

Ein paar allgemeine Streiflichter mögen uns die rasante Wohnweltentwicklung der letzten hundert Jahre, auch in Küsnacht, etwas erhellen.

Noch erinnern wir uns: Tisch, Bank und Stuhl, Schrank und Bettstatt, vom Schreiner *gezimmert* gehörten zur Grundausrüstung einer Haushalfführung. Bad und Heizung waren für die meisten ein unerschwinglicher Luxus. Kost- und Schlafgänger erleichterten den Hausbesitzern die oft magere grossfamiliäre Existenz. Ein eigenes Bett war oft ebenfalls ein Luxus. Man war gezwungen und *gewohnt* zusammenzurücken. Eine Art Privatheit war noch unvertraut, entstand diese doch erst mit dem Aufkommen des Bürgertums in der späteren Neuzeit. Eine Folge ist zum Beispiel der Typus Fabrikantenvilla, der nicht selten einem *Castel* gleicht.

Zweifellos war es das Verdienst der ersten Wohnbaugenossenschaften, die Anfang des 20. Jahrhunderts neue Wohnmassstäbe setzten – ab 1926 auch in Küsnacht. Zunächst mit Wohnblöcken für die Werkstätigen, aber auch für bürgerliche Kreise, Lehrer und Beamte. Damit einher ging neu die Trennung von Arbeiten und Wohnen. Das Ideal der ursprünglich englischen Gartenstadtbewegung, über Deutschland auch zu uns vordringend, inspirierte

die Küsnachter Gemeinderäte. Mit der Aufbruchstimmung nach dem zweiten Weltkrieg und der Gründung der Eigenheimgenossenschaft (EGK) 1946 setzte die relativ junge Geschichte des Einfamilienhauses für «Jedermann» auch bei uns ein.

Die 50er-Jahre brachten das neue Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie. Abgeschlossene Wohnungen als intimer Rückzugsraum und selbstbestimmte Freizeitgestaltung gehörten dazu, ob in der Wohnsiedlung, im Reihenhaus oder wenn möglich im Eigenheim.



Familientisch in den 50ern.

Mein Haus ist meine Burg

Der eigentliche Boom des Einfamilienhauses fand jedoch in den 60er-Jahren statt. Es war die Zeit des «Ausverkaufs der Heimat». Landwirte wurden zu Baulandbauern. Das Dorf wuchs unglaublich schnell. Wer noch nicht genug hatte, erwog ausserdem den Bau eines Ferienhäuschens in den Bergen. Wir fahren Ski!

Vom Wallis brachten wir Fondue und Raclette mit nach Hause. Noch gab es Eckbänke und Zinnbecher, auch in guten Stuben. Alte kostbare Bauernschränke wussten wir geschickt mit neuem Design und Kunst zu arrangieren. Man gab Einladungen oder besuchte sich ganz einfach und setzte sich mit an den Tisch. Es wurde Hausmusik gemacht oder gemeinsam dem Hörspiel am Radio gelauscht. Mit dem Nelly-Kalender und Betty Bossi begann der ungeahnte Siegeszug des feinen, gesunden Essens. Und damit ein neuer Status für die Hausfrau, die nun nicht mehr nur sich, sondern auch ihr Heim zu schmücken begann. Riz Casimir und Toast Hawaii, aber auch Spaghetti, Peperoni und Chianti in Korbflaschen begannen die Esstische zu erobern. Die neue Einbauküche wurde zum professionellen Arbeitsplatz. In den Kellern wurden Hobbyräume eingerichtet, Väter sammelten Werkzeuge und begannen zu fotografieren. Frauen knüpften Makramee und besuchten Kurse für japanische Blumengestecke. Der Wechselrahmen wurde erfunden. Der häusliche Wettbewerb war geboren. Und man begann, sich für die weite Welt zu interessieren.

Dank der Television wurde das Fernweh genährt und das Nochmehr in die Wohnstuben gebracht. Man fuhr ans Meer! Für das Gepäck und das Familienzelt musste ein Auto her. Was für ein Fest, als der Vater mit dem nigelnagelneuen Auto vorfuhr! 1956 baute die Eigenheimgenossenschaft erstmals Häuser mit Garagen. Villenbewohner sind schon viel früher von der Kutsche ins Automobil umgestiegen. Aus unseren Fuhrhaltereien wurden Autogaragen mit Benzinzapfstellen. 1962 eröffnete Bundesrat Tschudi bei Bern die ersten 7,5 km Autobahn der Schweiz. Wer ahnte, wie dieses Ereignis auch unser Leben und unser Dorf verändern würde. Im gleichen Jahr begann die Aufhebung der Bahnbarrieren im Dorf, und über die neue Oberwachtunterführung konnten die schneller werdenden Küssnachter ohne Hindernisse vom Berg an die Seestrasse fahren! Das brachte auch die weiter oben gelegenen Baulandreserven näher an die Verkehrsachsen.



Noch war kaum ein Winkel im Dorf vor Kindern sicher. Im Sommer zogen sie meist barfuss in Horden zum See oder bauten Hütten im Wald. Im Kinderzimmer wurde vorwiegend geschlafen, selten allein.

*Rotkäppchen zwischen
Wiltisgasse und Bahnweg.*

Doch schon hing die Zeichnung vom eigenen Traumschloss an der Wand über dem Bett.

Wunderbar schildert die damalige Atmosphäre Hansjörg Schertenleib in seinem Buch «Cowboy-Sommer». Hanspeter besucht 1974 erstmals sein Fussballidol Boyroth: *«Die Wohnung von Boyroths Eltern sah aus wie die Wohnung von meinen Eltern. Was hatte ich erwartet? Eine Villa? Ein Häuschen im Wald... Ich sah in ein Wohnzimmer hinein, indem die Möbel standen wie bei uns, es blieb kaum Raum, sich zu bewegen: Couch, Sessel, Rauchtisch, Schrankwand mit Fernseher und einer Handvoll Bücher. Auf den ersten Blick schien sogar das Bild über der Couch das gleiche zu sein. Aber auf unserem See kämpften sich zwei Ruderkähne durch die Wellen, hier nur einer. Im Gang, dunkel, ohne Fenster, wie bei uns, roch es nach Sauerkraut und Scheuermittel. An der Garderobe hingen ein Pullover, durch dessen Schultern das Holz des Bügels schimmerte, sowie die Dienstthose der Briefträger mit einer Fahrradklammer in der Gesässtasche. Boyroths Reich lag gegenüber Küche und Bad, Wand an Wand mit dem Wohnzimmer. Genau wie das Zimmer, das ich mit meiner jüngeren Schwester Sylvia teilte. Das Abendlicht wurde durch die schräg gestellten Lamellen der Holzläden in Streifen zerschnitten, die sich über das ungemachte Bett und das Durcheinander aus Platten, Kleidern und Rockmagazinen auf den Boden legten. An der schwarz gestrichenen Wand hing ein Poster von Frank Zappa... und der blau-weisse Fanschal vom FCZ.»*



Nur 32 Jahre später, 2006, schreibt die «Bilanz» über Küsnacht: *«Im Dorfzentrum herrscht wenig Hektik. Verständlich, sind doch die meisten damit beschäftigt, in der Big City Geld zu scheffeln, während im Privatdomizil nur Putzfrau und Gärtner ihrem Tagwerk nachgehen. Küsnacht, einst die grösste Rebbaugemeinde des Kantons, ist heute ein vor Luxus strotzender Vorort Zürichs, wenn auch ein etwas verschlafener...»*

Musterwohnzimmer, Wohnmesse 1950.

Von Gerüchen und Geräuschen – In memoriam

Gasgeruch der Kohlezentralheizung im Treppenhaus bei Föhn – heisse Seifenlauge in der dampfenden Waschküche – Karbolineum auf der Strasse an heissen Sommertagen (gegen Staub und Unkraut) – Filterkaffee mit Zusatz – die Mischung aus Cement, halbleeren Bierflaschen, verbranntem Kantholz auf der Baustelle nebenan... das Summen von Fliegen am Gitter des Vorratsschranks – das Scheuern von VIM – Schallplatten und das Kratzen der Nadel – der Stundenschlag von Regulator, Kuckucksuhr und Pendule – die Türklingel im Konsumlädeli bei Frau Kölliker...

Wünsche, von denen Sie vor kurzem nicht einmal ahnten, dass Sie sie jemals hegen würden

Kam man 1970 durchschnittlich noch mit 27 m² Wohnfläche pro Kopf aus, 1980 mit 34 m², so beläuft sich diese Zahl im Jahr 2000 schon auf 44 m². Seit 1985 hat sich die Zahl der Autos mehr als verdoppelt. Die jährliche Küssnachter Statistik sagt leider sehr wenig zum Thema Wohnen aus. Da gäbe es spannende Fragen. Dafür ist die Abwassermenge (250 m³) und der Hauskehricht (180 kg) pro Person erfasst. Sicher scheint mir, dass mit dem Wohlstand und dem Bauboom die Menschen in ihren Wohnungen voneinander wegrücken, die persönlichen Grenzen weiter aussen ziehen, direkt an der vielleicht zu nahen Parzellengrenze. Noch ist der Wunsch nach Eigentum und damit die Vorstellung von Unabhängigkeit und materieller Absicherung in vielen Köpfen. Eigene Häuser in allen nur möglichen Formen werden immer noch gebaut. Wenn die Kinder ausgeflogen sind, man dem wuchernden Grün ums Haus nicht mehr Meister wird, sich die leeren Räume nur schwer mit Leben füllen lassen, denkt mancher über eine Eigentumswohnung nach, sozusagen an das vertraute Haus im Haus. Mit dem Lift wird von der Tiefgarage direkt in die Wohnung gefahren. Oft kennt man dort die Mitbewohner kaum. Statt vom Wohnen wird zunehmend von Kapitalanlage,



Memphis Design: das Möbel als Ikone.

Rendite, Flexibilität, Markt, Lage oder Altersvorsorge gesprochen. Aber auch von hohen Hausverwaltungskosten oder gar vom Anwalt.



Wellnessoase.

Mehr Raum bedeutet mehr Kosten, mehr Arbeitszeit – eigene und fremde – und mehr rotierendes Geld (*wer scheffelt in der Big City oder auch am Sonntag im wohnlichen Home-Office das nötige Geld..?*). Erschöpft zelebrieren Mann und Frau am späten Abend die ersehnte Ruhe.

Vor der Musikanlage oder dem Flachbildschirm und zunehmend in der luxuriösen

Wellnessoase. In den Wohnungen breiten sich auf Knopfdruck neue Geräusche und Düfte aus. Cocooing (sich einspinnen) nennen die Trendforscher die Tendenz, sich zunehmend von der Öffentlichkeit ins Privatleben zurückzuziehen. So nennt eine Firma ihre Badeseifen, Rasierschäume und Massageöle. Ist das Küssnachter Wohlfühl-Wohnkultur?

Noch ist die Spannweite riesig und interessant: da und dort weht noch ein Hauch von «Landigeist» durch Stuben und Vorgärten. Grauweisse Putzwände und Flachdächer hinter übergrossen Bäumen und Hecken verbreiten bisweilen etwas Tristesse, und man fragt sich scheu, wie dahinter gewohnt wird. Die durch die Vorteilslage und die niedrigen Steuern angezogene neue Oberschicht mit ihrem zur Schau gestellten Reichtum, ihren Castels mit spiegelnden Glasfronten irritiert die sparsamen diskreten Alteingesessenen manchmal.

Wie fühlt es sich an, Tür an Tür mit Prominenten zu leben? Schlafende, ungenutzte Möglichkeiten des Miteinanders? Sacht es sich öffnen für fremde Schönheit, Kultur und Sprache? Luxus?

«Kunst (auch Lebenskunst?) ist für den Schweizer Luxus. Und weil er als Protestant gegen den Luxus ist, spricht er nicht darüber.» Gottfried Honegger

Doch was verbindet uns?

Lifestyle

Was hat sich nun in den Wohnungen seit den 70er-Jahren konkret verändert? Zwischen Handwerk und Industrie entstanden neue Wohnkonzepte und Vorstellungen von Möblierung. Leitbilder für eine potente Käuferschaft. Manches davon gehört jedoch zum Thema «Wegwerfmöbel».

Das Schlaraffenland der Materialien, Farben und Formen wird in unzähligen Bauzentren und Einrichtungshäusern, an Messen und in Fachmagazinen ausgebreitet und verführt uns alle und stellt uns vor die Qual der Wahl. Stimmungen und Möbel werden wie Mode inszeniert, je nach Portemonnaie und Lebensphase oder letzter Feriendestination. Auf das Wohnerlebnis kommt es an! Lifestyle ist in. Während sich die Hangbewohner von Gestalten der Avantgarde ihre Wohnungen zu einem Gesamtkunstwerk ausbauen lassen, studieren die Familienmütter den IKEA-Katalog. Oder dekorieren das Vorhandene. Geschlafen wird heute schwedisch, und synthetische Felle wärmen uns. Die Stube heisst Living room, und der Wintergarten, ursprünglich als Orangerie für Herrenhäuser entwickelt, erhöht nicht nur die mögliche baurechtliche Nutzung, er zeugt auch von ökologischem Bewusstsein. Holz ist nicht mehr an der Decke, sondern neu wieder am Boden heimelig. Gut erhaltene Designmöbel werden wie Bilder auf dem Kunstmarkt gehandelt. Alltägliche Dinge, wie Einmachgläser, Sparschäler, Milchkesseli und Konsorten können wie die erwähnten Möbelikonen im Design-Museum bewundert werden.

Bisweilen wird einer Trouvaille aus dem Brockenhaus neues Leben eingehaucht. Heimweh? Kredenzen, Buffets und Vitrinen oder dunkle Wohnwände mit Hausbar, dänische Teakmöbel, Drehaschenbecher und Ohrensessel sieht man nur noch selten.

Dank kompetenten Einrichtungsexperten werden die verwegenen Wohnräume wahr, alles perfekt aufeinander abgestimmt. Und doch: wie gleichen sich in der realen Praxis die Einrichtungen, die Bäder und Küchen in den Mietwohnungen, die offenen Wohn-Kü-



Lifestyle als Einkaufserlebnis.

chen im Eigenheim – besonders die Küchen. In ganz Europa – und auch in Küsnacht! Harald Schmidt meinte kürzlich, nicht mehr das exklusive Auto sei heute das entscheidende Prestigeobjekt, sondern die Küche und mit ihr die auserlesenen Öle und die von Hand gepflückten Gewürze und die köstlichen Weine... *Oh, Sehnsucht nach guten Düften und gutem Geschmack – oh, Wunsch, etwas Eigenes schaffen zu wollen!* Möchten wir mit dem neuen Trend zum sorgfältigen Kochen, dank TV-Sendungen und Kochmagazinen, wieder etwas mehr aufeinander zugehen? Selber wieder ausprobieren, Meister werden im Gäste bewirten, weniger fachkompetent mit Vorgekochtem betreut werden?

Auch das Gärtnern können wir in Kursen wieder lernen. Auf der Lounge neben dem beheizten Pool wird beim Apéro mit Gästen entspannt und auf dem russfreien Gasgrill gekocht. Die Pflege von Rasen und Büschen überlassen wir doch lieber dem Fachmann. Um die Blumen kümmern wir uns jedoch selber.

Noch gibt es die Dörranlage und die Pflege alter Obstsorten. Und da und dort goldrichtiges Handwerk. Und natürlich die vielen Küsnachter, die noch nicht oder nicht mehr so schnelllebig unterwegs sind, und gerne auch einmal etwas länger auf dem Bänkli am See sitzen. Auch auf dem Balkon kann man schliesslich mit Hilfe geeigneter Accessoires ein wenig Stimmung hinzubern!

Haben Häuser eine Seele?

Sag mir, wie du wohnst, und ich sage dir... Dort wo gelacht und gesungen wird, lass dich ruhig nieder.

Die Lebenszyklen von Häusern werden immer kürzer. Selten werden sie später von Kindern oder gar Kindeskindern bewohnt. Die in den Wänden haftenden Erinnerungen und Prägungen finden kaum mehr Aufmerksamkeit oder landen achtlos in der Schuttmulde. Die Parzelle muss ausgenutzt werden!

Zu jedem Castle gehört ein Hausgeist. Er garantiert Schutz für Haus, Hof, Mensch und Tier. Es sei denn, er verlässt uns, oder er wird unangenehm, sollten wir ein Tabu brechen... Seit Harry Potter weiss das jedes Kind!

Mit dem eingeschränkten Freiraum der Kinder wurden Kinderzimmer bedeutungsvoller, aber nicht unbedingt grösser. Ein eigenes Zimmer ist meistens ein Muss, inklusive schicker Einrichtung. In diesen überwiegt das Alleinsein und der technische Schnickschnack, mit dem heimlich Fäden in die weite Welt geknüpft werden, von den Eltern kaum beachtet. Wer sagt den Kindern, ob es gute oder schlechte Geister sind, mit denen sie zusammen wohnen?

Gibt es im kollektiven Gedächtnis ein tiefes Wissen über unangenehme oder wohltuende Orte, über hilfreiche oder schädliche «Energien», über Möglichkeiten, mit diesen in Kontakt zu treten oder sich dagegen zu schützen? Mit solcherlei interessanten Fragen beschäftigen sich nicht nur Mediziner und Physiker, Psychologen und Pfarrer, sondern neuerdings auch Wohnexperten. «*Das Haus als Symbol der Seele*», «*Vom Wesen des Hauses*», «*Die Verbindung von Ort, Mensch und Haus*», Titel von Seminaren und einer Flut von Büchern, auch aus dem asiatischen Raum. Man spricht über die Qualitäten der Himmelsrichtungen, von Baubiologie und Elektrosmog und deren wechselseitigen Wirklichkeiten.



Willkommen.

Wenn im Leben nichts mehr stimmte, machte man früher die *Frühlingsputzete* (nicht nur darum!) und nutzte so die Qualität der Jahreszeit, in dem man sich von überlebtem Ballast befreite. Heute versuchen auch wir, zusammen mit dem Feng-Shui-Berater herauszufinden, wie man in den eigenen vier Wänden wieder zu sich selber kommt oder allfällig belastende Spuren segensreich zum Verschwinden bringt. Es fühlt sich gut an, wenn man seine eigene In-

nenwelt nach aussen tragen kann und so die Wohnung eine Äusserung, eine Verkörperung des inneren Selbst wird. Das Haus und die Wohnung als Spiegel der Seele. Man kommt dadurch wieder «auf den Boden der Tatsachen», ist nicht mehr «aus dem Häuschen», zeigt keine «äussere Fassade» mehr oder braucht keine «Hintertürchen». Der Haupteingang wird dafür umso schöner geschmückt, fast wie einst der Herrgottswinkel (Andachtsecken in Bauernstuben).

Privatheit – Identität – Öffentlichkeit oder Noblesse oblige

Zweifellos ist es ein Privileg, in Küsnacht wohnen zu dürfen. Eingebettet in einer freien, reichen Gesellschaft, ohne Krieg und Gewaltherrschaft. Privatheit ist ein individuelles Menschenrecht geworden, das wir, wenn nötig, einzufordern wissen. Ein freier Raum, in dem, wenn wir es wollen, weder Staat noch Wirtschaft noch sonstige Einflüsse eine Rolle spielen dürfen. Mit der fast unendlichen Vielfalt auf jeder Ebene ist unser Leben kompliziert geworden. Nur zu gerne überlassen wir Entscheidungen den Experten oder sind versucht, unser privates Leben dank Internet bereitwillig der Öffentlichkeit und der Wirtschaft zugänglich zu machen. Noch wird Diskretion in Küsnacht hochgehalten. Man möchte nicht so genau wissen, wer wie wohnt. Solange die Menschen ihrer Arbeit nachgehen und die Bürgerpflichten erfüllen, sich wenn möglich in einem Verein engagieren und die dörflichen Traditionen schätzen, möge das Dorf, das wir lieb haben, so bleiben.

Ein wenig zusammengefasste Theorie: *Für eine lebendige Demokratie ist der öffentliche Meinungs-austausch notwendig, weil wir nur auf diese Weise uns ein Bild der Wirklichkeit machen und uns auf dieser Basis an ihrer politischen Gestaltung mit beteiligen können. Wie sich Privatheit und Öffentlichkeit gegeneinander abzugrenzen wissen, muss deshalb immer wieder neu erarbeitet werden.*

Identität entsteht – sehr vereinfacht ausgedrückt – im Wechselspiel zwischen «Dazu gehören» und sich «Abgrenzen». Wir machen immer wieder neue Erfahrungen, setzen uns immer wieder «neu» zusammen. So stärken wir unseren Selbstwert.

In Küsnacht gibt es deshalb Menschen mit einem ausgesprochenen «Wir-Gefühl» und sehr viele, die ihre Identität nicht mit Küsnacht in Verbindung bringen können oder möchten. Das Gold glänze mit Abwesenheit, sagen böse Zungen. Ein lebendiges Gemeindeleben ist aber auf ein Miteinander angewiesen. Und ein starker Selbstwert offenbar auch. Allzu schnelle, aber auch schleichende Veränderungen können die Identifizierung mit dem eigenen Wohnort ins Wanken bringen, einsam machen. Beharren wir auf der einmal gefassten Sicht auf unser Dorf, erwischt uns die zunehmend noch rasanter werdende Entwicklung vielleicht auf dem falschen Fuss. Ich wünsche mir, dass wir vorausschauen und dem Veränderungsdruck rechtzeitig neue Visionen entgegensetzen. Dass wir aufeinander zugehen und einander zuhören.



Wir planen unsere Zukunft.

In den nächsten Jahren möchte die Gemeinde unserem Dorf deshalb ein neues Gesicht geben, Visitenkarten schaffen, mit denen die Bevölkerung sich identifizieren möge. Noblesse oblige! Dürfen wir in unserem privilegierten Dorf besondere Ideen erwarten? Vielleicht einen etwas ausführlicheren, vorbildlichen Weg zu den Zielen, bei dem das Potenzial der vielseitigen Mit-

bewohner mit einbezogen wird und diese mit Freude ihre Werkzeuge für Denkarbeit, Kreativität und Solidarität schleifen dürfen? Auf dass der Weg und die Resultate nicht allzu steinig werden?

Ausblicke wagen

Prognosen sind in der Regel falsch. Die Zeit hat sie fast alle überrollt. Deshalb darf ich einfach so dahinphantasieren. Man möge mir verzeihen, wenn ich überborde. Was in 100 Jahren sein wird:

Den Menschen ist Besitz zu beschwerlich geworden. Sie teilen gerne und selbstverständlich vieles mit vielen. Vertrauen ist die neue verlässliche Währung. Sie haben sich entschieden, der Zerstörung der Welt Einhalt zu gebieten, und haben ihre Machtlosigkeit diesbezüglich abgelegt. Nach einer kurzen weiteren Wachstumsphase hat sich die Weltbevölkerung wie von selber normalisiert und damit viele Probleme entschärft. Trotzdem ist es viel heisser geworden. Schäden durch Abschmelzen der Gletscher weltweit und die damit einhergehenden heftigen Stürme und Überschwemmungen haben viele Landstriche verändert. So musste auch das Projekt einer Goldküsten-U-Bahn abgebrochen werden. Die Selbstentmündigung durch das «Immer mehr» und der Glaube an das Wachsen um jeden Preis löste sich auf wie die Wolken nach einem Gewitter. Interesse an der Welt, Unterscheidungs- und Urteilsvermögen sind die begehrtesten Fähigkeiten. Güter werden

vor allem für das Lebensnotwendige produziert: für Wissen und Bildung, sauberes Wasser, gesunde Ernährung, menschenwürdige Medizin etc. Dafür hat es genug von allem für alle. Jedes Dorf produziert sein vielfältiges Gemüse selber, vorwiegend auf Dächern und Terrassen. Das hat die Gebäudeformen und -technik massgebend verändert. Die Menschen wissen, was ihnen guttut. Sie gehen wieder gerne barfuss. Düfte und Töne verschönern das Zusammensein und fördern die Gesundheit. Schönheit und Kunst sind das Gewürz des Alltags. Jeder versteht damit freudvoll umzugehen. Neue Formen des Zusammenlebens haben sich längst eingespielt. Von der Weltansicht, dass der Mensch das Mass aller Dinge sei, erfährt man nur noch im Geschichtsunterricht. Kinder werden, da viel seltener geworden, mit grosser Sorgfalt geliebt und gefördert und als Zukunftsträger ernst genommen. Erdölprodukte sind seit langem verboten. Mit der Weiterentwicklung des Verständnisses über freie Energien, Magnetfelder und Erdanziehung wurden viele Transport- und Kommunikationsaufgaben ohne schädliche Immissionen auf einfache Weise gelöst. Alles Nehmen verlangt auch ein Geben. Das sogenannte «intelligente Wohnen» (smart living) hatte sich als kompliziertes, entmündigendes Spielzeug bald überlebt. Andere technische Ideen hingegen wurden auf verblüffende Weise weiterentwickelt. Aus Eidgenossen sind



Gemüse auf Dächern und Terrassen.

Zeitgenossen geworden. Man hatte die Möglichkeiten der menschlichen Intelligenz und Empathie masslos unterschätzt!